



Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Hyperbel-Wucherung in der Literatur-Geschichte

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

als äusserlich; die Griechen und Deutschen massvoll, obgleich getrennt durch die Empfindungsweise. Die Plastik der Griechen widerspricht nicht den deutschen Hyperbeln, denn Plastik und Innigkeit sind getrennte Sphären. Werden Hyperbeln plastisch genannt, so soll damit gesagt sein, dass sie deutlicher auf Anschauungen beruhen, aus ihnen entsprungen sind und ihre hervorragendste Wirkung auf anschaulichem Gebiete erreichen. Die Innigkeit der Deutschen ist (wie sich erwarten lässt) nicht ohne Plastik, doch mehr als von ihr empfinden wir von der Gemüts-Verfassung des Redenden.

Einige Formeln, wie windschnell ¹⁾ oder schneller als der Wind, schneeweiss sind allenthalben entsprossen und finden sich vermutlich überall, ausser wo es keinen Schnee gibt. Die Hyperbeln stimmen überein mit der gesammten Ausprägung des geistigen Lebens jener Völker. Die Indier masslos zu nennen werden wir kaum Bedenken tragen ²⁾; ihre Philosophie verliert sich in masslose Mystik und äusserlichen Formalismus. Hören wir zuerst von 33 Göttern im Rig-Veda (eine Zahl, die gewiss ihre Symbolik hat), so heisst es auch einmal, dass 3339 Götter den Agni verehrt haben; endlich wird uns berichtet, dass die heutigen Indier aus jenen 33 nicht weniger als 330 Millionen gemacht haben, was noch über die Hawaier geht, die sich an 40 000 genügen lassen (Bastian, Zur naturwiss. Behandlungsweise der Psychologie p. 192). Im indischen Epos werden uns ungeheure Zahlen geboten ³⁾, ja sogar in der hübschen Ge-

1) Auch wird wind- und blitzschnell nebeneinander gebraucht, Knapp, Evangel. Liederschatz 161, I p. 75: Winden gleich und gleich den Blitzen gehn sie vom Thron aus, segnen, schützen (die Engel); 165, 2, I p. 76: sie (die Engel) freuen sich, dein Werk zu thun, wenn du sie rufst und sendest und sie wie Sturm und Blitze zu deinem Dienst verwendest.

2) Vgl. Ztschr. f. Vps. XV, 421 und 437.

3) Ein Kalpa nämlich bezeichnet einen grossen Zeitraum und ist = einem Tage Brahmans, 30 Kalpa = 1 Monat Brahmans, so im Mahābhārata.

schichte des Büßers Kandu (Lazarus, Zeit und Weile, Ideale Fragen S. 201) geht es nicht ohne grosse Zahlen ab. Denn nachdem Kandu 3000 Jahre gebüßt hat, senden ihm die Götter, um ihn von der Busse abzuziehen, eine Nymphe. Sie bleibt (Pramloka ist ihr denkwürdiger Name) 100 Jahre und dann, auf wiederholtes Bitten länger, bis sie 904 Jahre bei ihm gewesen ist. Dann sagt sie nachsichtig-liebevoll: „lieber Kandu, endlich musst du mich entlassen.“ Kandu erwidert: „wird es schon Nacht, dann will ich mein Abendopfer verrichten“. Den preislichen Büßer hatte also die angenehme Gesellschaft so über die 904 Jahre hinweggetäuscht, dass er sie für einen einzigen Tag hielt. (Vgl. W. Hertz, deutsche Sage im Elsass S. 272 f.). Masslosigkeit aber ist unplastisch.

Dass die Griechen plastisch, die Römer rhetorisch sind, bedarf keiner Ausführung. Dass der semitische Geist innerlich-leidenschaftlich ist, kann ebenso kurz behauptet werden. Seine Konsequenz ferner zeigt sich auch in der hyperbolischen Sprache, mit der Gott gepriesen und die Natur mit ihm verbunden wird. Uns Deutschen endlich hat man so oft gesagt, dass wir tief und innig sind, dass sich die Hyperbeln unsrer Sprache wol damit vertragen.

Dass Innerlichkeit auch gelegentlich mit Plastik vereinbar ist, lehren mehrere Erzählungen des Alten Testaments, wie die von Schillers Scharfblick so meisterhaft in den Räubern verwendete Geschichte von Jakob und seinen Söhnen. Sie sind in der günstigen Lage, von menschlichen Dingen zu berichten; anders die Lieder der Psalmendichter und der Propheten. Sie gemahnen uns daran, dass hyperbolischer Schwung am besten in der Lyrik sich zurechtfindet, während er in der Redseligkeit des Epos erlahmt und keine Neigung verspürt zu der strengen Plastik des Dramas. Doch wenden wir uns von der immer wieder zur Betrachtung anreizenden Verschiedenheit des arischen und semitischen Geistes ab, zumal die semitische Philologie uns ungeahnte Aufschlüsse verspricht, die unsre, bisher

hauptsächlich auf die hebräische und arabische Poesie begründete, Anschauung reichhaltiger und gründlicher machen sollen.

Demnach bleibt nur noch die Einlösung des oben gegebenen Versprechens: die Verstierung des Rig-Veda vorzuführen. Der Stier wird, gemäss den Lebensverhältnissen der vedischen Menschen oder ihrer Vorfahren, zum wuchernden Symbole des Starken, Mächtigen, Schönen, Wertvollen. Den Ausgang dieser schliesslich etwas fremdartigen Wendungen haben wir natürlich in ganz anschaulichen und begreiflichen Umständen zu suchen. Wie im Alten Testament abstrakt „der Reiche“ viel Freunde hat (Sprüche Salom. 14, 20), über den Armen herrscht (22, 7), bereitwillige Helfer (Jes. Sir. 13, 25) und aufmerksame, ihn gern lobende Zuhörer (13, 28 ib.) findet, so wird im Rig-Veda die Erfahrung in der Form ausgesprochen (551, 6 — VI, 28, 6): auch den Magern, o Kühe, macht ihr fett, schön aussehen macht ihr den Unschönen, glücklich macht ihr das Haus, ihr mit glückbedeutender Stimme. An einer andern Stelle wird die Schönheit des Gesanges verdeutlicht: singt schön, wie die brüllende Milchkuh (Zimmer, Altind. Leben, 1879, p. 224). Rind und Ross als begehrenswertester Besitz werden in vielen Gebeten fast immer an erster Stelle genannt. Schliesslich werden die Götter geehrt dadurch, dass man sie Stiere nennt.

Der allgestaltige Stier (202, 3) von dreifacher Kraft, mit dreifachem Euter ... herrscht der grossartige. Br̄haspati ist der Stier (239, 10). Die Aćvinen sind stiertrefflich (45, 1. 4. 9.) stierkräftig 54, 7. 55, 6. 58, 2. 59, 27. Sonne und Mond sind stiertrefflich (240, 5). Agni, der Stier (326, 13 f.), wird entzündet; als Stier wird Agni angezündet, als die Götter führendes Ross; als den Stier, dich, o Stier, möchten wir als Stiere selber entzünden, o Agni, den hochaufstrahlenden. Wie ein Stier bist du Agni beim Brüllen (425, 8). Die Kufe vom Stierkräftigen (489, 5 f.), die Strömung von madhu fliesst klar

dem Stiere (Indra) zum trinken, dem das stierkräftige zur Speise; stierkräftig sind beide adhvaryu, stierkräftig die Steine, stierkräftigen Soma pressen sie dem Stiere. Stierkräftig dein Keil, stierkräftig dein Wagen, Stiereskraft deine Falben, Stiereskraft deine Waffen haben; über stierkräftigen Rauschtrank, o Stier, verfügst du, Indra sättige dich vom stierkräftigen Soma.

Als stierkräftigen mache der stierkräftige Dyäus dich gedeihen, als stierkräftiger fährst du mit den zwei stierstarken Falben; als solcher, Stier mit stierkräftigem Wagen, stark-kiefriger, Stiereswillen habend, keilbewehrter erhalte uns in der Schlacht (537, 5). Wenn dir dem Stiere die stierartig regnenden singen das Preislied, Indra, die Steine ... (532, 5. 574, 4. 600, 2). Der Stier des Himmels bist du (567, 21), der Stier der Erde, Stier der Ströme, Stier der stehenden Wesen, dir dem regenkräftigen, o Stier, schwoll der Indu (Soma) aus Madhutrank bestehend. Stierkräftig ist der Stein (591, 32), stierkräftig die Trunkesfreude, stierkräftig der Soma dieser Saft, stierkräftig das Opfer, das du beförderst, ein Stier der Ruf. Als Stier rufe ich dich den stierkräftigen, keilbewehrten mit wunderbarer Pflege, dem Zuruf des Lobes bist du gewonnen, Stier ist der Ruf (ib. 33). Von Stiereskraft sind deine Zügel, von Stiereskraft deine goldene Peitsche, von Stiereskraft dein Wagen, o Maghavan, stierkräftig sind deine beiden Falben, stierstark bist du Çatakratu (599, 10 f.). Soma wird zwar ein herrlicher Stier genannt (854, 1), gleich darauf aber: wie ein Hengst hast du gewiehert zusammen die Rosse und die Kühe (vgl. 987, 2 f.)¹⁾. Dies ist nicht etwa Mystik, zusammenhängend mit einem Urstier (von dem Liebrecht I. c.

1) Dass die Vergleichung im Original durch Negation bewirkt wird, z. B. fest, nicht ein Fels = fest wie ein Fels, brüllen, nicht ein Stier = wie ein Stier, M. Müller, Vorles. über den Urspr. u. d. Entw. der Relig. p. 223, tut nichts zur Sache, vgl. Pott, Etym. Forsch. II¹ p. 102. 141. Steinthal, Urspr. der Sprache p. 289 der dritten Aufl.

p. 422 f. handelt), sondern einfache sprachgeschichtliche Erscheinung.

Aber auch über den Umfang eines einzelnen Buches hinaus, mag es selbst wie der Rig-Veda aus den Erzeugnissen sehr verschiedener Jahrhunderte zusammengeschweisst sein; im Umkreis ganzer Literatur-Abschnitte bemerken wir eine hartnäckige Vorliebe für gewisse Gegenstände, welche uns zuweilen mehr wie ein stieres Starren als wie der künstlerisch frei über dem Gegenstande schwebende Blick des Dichters erscheint, oder wie die geduldige Versunkenheit des Forschers, welcher sich still in seinen Gegenstand verliert. Dahin scheint die deutsche Minnepoesie zu rechnen.¹⁾ Zweifellos entsprach sie einem Bedürfnis der Zeit, zweifellos ist sie geschichtlich erklärbar, aber da ihre Überschwenglichkeit denn doch nicht in jedem Culturklima wuchert und uns nicht immer mundet, so fragen wir, wie jenen Menschen zu Mute war, welche nicht genug davon haben konnten. Haben sie an sich ein Analogon der Verstierung des Rig-Veda erlebt?

Der Einfluss der Provence auf die deutsche Minnedichtung ist uns von Diez, Bartsch u. s. w. dargelegt worden. Wir wissen auch, dass jene zu uns übertragene Cultur des Ewig-Weiblichen in einem gewissen Zusammenhang steht mit der Verehrung der Jungfrau Maria. Hätte nicht die Religion ihren Nimbus um ein weibliches Wesen gebreitet, so wären die Redensarten der Dichter über irdische Frauen wol auch nicht so geduldig hingenommen worden. Trotz alledem frägt man immer noch nach einem realen Grunde für den überschwenglichen Preis der Weiblichkeit und für das zum Teil übersüsse vrouwen-Gehabe. Der Gegensatz anderer Zeiten und anderer Menschen kommt uns hilfreich zu statten, um die an-

1) Höfisches Leben und Lieben Scherer Q. F. XII p. 70 f. Minne p. 86. 134. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Leipzig, I 1879. II 1880; bes. I 451 f. Bernh. Schneider l. c. p. 5. 12. 13.

scheinende Dunkelheit dieser Umstände zu beleuchten. Man denke an die Griechen im Gegensatz zu den Deutschen.

In dem wirtschaftlichen Leben pflegt etwas desto höheren Wert zu haben, je seltener und schwerer erreichbar es ist. Wäre Gold so gewöhnlich wie die trefflichen Wackersteine, die dem bösen Wolf in den Bauch genäht werden und ihn in den Brunnen hinunterziehen, so wäre es nicht so kostbar und die ganze Welt würde nicht so daran hängen. Wären Perlen nicht so mühsam den widerstrebenden Kindern der Tiefe abzujagen, sondern leicht aufzuheben wie die Kieseln am Bach, so brauchten reiche Leute für den Schmuck ihrer Frauen und Töchter nicht so viel Geld auszugeben. Allein, da beides selten ist, so hat es immer hohen Wert besessen ausser für den waldbewohnenden Einsiedler. Wenn nun die Frauen so hohen Preis erfahren, ist nur zweierlei denkbar. Entweder sie sind früher nicht genügend geschätzt worden oder ihr Wert hat sich wirklich gesteigert. Dass sie gar verschieden beurteilt wurden und werden, ersieht man ausführlichst aus einem ihnen gewidmeten dicken Buche H. Ploss, *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde*, Leipzig, Th. Griebe, 1884. Dass die Zahl sich vermindert hat, ist nicht wahrscheinlich. Die Natur beobachtet dasselbe statistische Verhältnis, sodass die Frauen den Männern überlegen sind. Also kann ihr Wert nicht gestiegen sein, weil sie weniger geworden sind. Wol auch nicht, weil es mehr sind als früher.

Käme aber ein tief bedauernswerter Kultur-Historiker mit einem national-ökonomischen Äderchen einst in die Lage, unsre abendländische Literatur von den Griechen an zu durchstöbern, um den darin sich bekundenden Wert des weiblichen Geschlechts durch auctores zu belegen, so müsste er wol über die verschiedene Geberdung der Menschen höchst erstaunt sein. Aus den vollen, jenem Geschichtschreiber der Zukunft erfreulich entgegenwachsenden Saaten, wählen wir ein bescheidenes Bündel von Halmen aus, indem wir uns den Grie-

chen und den Deutschen zuwenden. Schopenhauer (VI, 656), der den Reiz der Weiblichkeit ja bekanntlich nicht selten erfahren hat, ist übel auf das Abendland zu sprechen; denn er sagt: „So haben eben auch die Alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehen und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt als wir mit unserer alt-französischen Galanterie und abgeschmackten Weiber-Veneration, dieser höchsten Blüte christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, dass man bisweilen an die heiligen Affen in Benares erinnert wird, welche, im Bewusstsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, sich alles und jedes erlaubt halten.“

Wie urteilten denn also die Griechen über die Frauen und über Frauenliebe, über die Frau in und ausser der Familie?

Bekannt ist der hohe Wert, welcher einer treuen, verständigen Gattin von ihnen beigelegt wird, Hom. Od. VI, 182
*οὐ μὲν γὰρ τοῦγε κρεῖσσον καὶ ἀρειον ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντες
νοήμασιν οἴκον ἔχητον ἀνὴρ ηδὲ γυνή πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσιν, χάρματα δὲ εὔμενέτησι.*

Eben deswegen war den Griechen von Homer an (Od. I 300) Ägisth und Klytämnestra durchaus strafwürdig und Helena erfuhr herben Tadel wegen ihrer Flucht aus der Heimat, wenn sie selbst auch bei Euripides (Troad. 914 f.) sich sophistisch zu entschuldigen versucht, indem sie sich auf den Ratschluss der Kypris beruft oder, in ihrem Sinne (Eur. Androm. 680) die Götter verantwortlich gemacht werden, wenn auch Klytämnestra (Aesch. Cho. 910) die Schuld des häuslichen Unheils der Moira aufbürden will. Enthält nun jene homerische Anerkennung zwar ein sittliches Urteil über den Wert der Treue, so ist sie doch, wie in Übereinstimmung mit dem gesammten Empfinden der Menschen jenes Epos, naiv-nützlich und es fehlt ihr die moderne Färbung insofern, als die Frau nicht etwa Seele des Hauses und treue Mutter genannt wird, welche für die Erziehung der Kinder so wichtig ist. Woher dies

kommt, habe ich anderwärts ausführlich zu zeigen versucht. So wird eigentlich das Familienleben niemals verherrlicht, obgleich es im Drama hätte geschehen können. Trotzdem lassen Liebe zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, der Kinder unter einander kaum etwas von der Innigkeit vermissen, mit welcher wir sie stets ausgestattet sehen möchten. Dass man die Frauen tiefer und edler Empfindungen fähig hielt, lehrt das Drama; denn Iphigenie unterdrückt zwar nicht ihre Klagen, will aber doch (Eur. Iph. Aul. 1420) Griechenland durch ihren Tod retten; ja sie bittet, dass die Mutter den Vater nicht mit Hass verfolgen soll (1454), weil er zu Iphigeniens Opferung sich herbeigelassen hat. Ebenso opfert sich Makaria für die Ihrigen (Eur. Heracl. 503), indem sie erklärt:

was sollen wir denn sagen, wenn der Staat für uns
Gefahren zu bestehen sich nicht bedenkt; wir selbst
jedoch, den Andern Last und Sorge alle Zeit,
zu sterben zaudern, wo der Rettung edles Werk
in unsrer Macht ist?

Die Troerin Polyxena (Eur. Hecub. 377) klagt, aber will sterben, ohne sich mit Gewalt zum Tode schleppen zu lassen. Alkestis (Eur. Alk.) will durch ihren Tod den Gatten Admetus retten, für den sich Niemand dem Tode preisgeben mag, auch nicht seine steinalten Eltern. Euadne (Eur. Suppl.) zeigt einen ganz seltnen Grad von Liebe, da sie nur durch den Tod ihrer kummervollen Einsamkeit nach dem Verlust ihres Gatten entrinnen will; daher sie denn — was freilich in Griechenland sonst gewiss nicht vorgekommen ist — dem toten Gemahl auf den Scheiterhaufen nachspringt.

Aber diese Beispiele führen uns zu Gemüte, dass in der deutschen Minnedichtung von ganz andern Dingen die Rede ist: mehr von Liebschaft als von Liebe. Dass sich die Griechen alle Zeit auf erstere verstanden, obgleich der unbesiegbare Eros bei Homer die Menschen noch nicht mit seinem Fittig beschattet, wissen wir ja: das Griechenvolk (allerdings

eine mephistophelische Meinung)¹⁾, es taugte nie recht viel! Doch blendet's euch mit freiem Sinnenspiel, verlockt des Menschen Brust zu heitern Sünden. Aber wer wird denn nun von den Dichtern verhimmelt? Seufzt ihre Sehnsucht gefühlvoll unter Beihilfe von harmlosen Waldvöglein, unter der stillen Duldung des Mondes, den nichts aus seiner Ruhe zu bringen vermag, unter Teilnahme brünstiglich geritzter Baumrinden, unter Androhung desselben Attentats auf Kieselsteine? Schultz I 467, 4 tief an des boumes rinden begunde er schoene buochstaben mit sime mezzerline graben u. s. w. Nichts von alle dem: das akute Leiden des Kinesias (Aristoph. Lys. 871 f.) wird uns nicht erspart, aber der chronische Zustand verliebter Begehrlichkeit oder sentimentalier Verhimmelung mag den Griechen zu unplastisch erschienen sein oder zu widersinnig. Ausser Hippolytus und Phädra haben wir (Eur. Hippol.) keine Liebesgeschichte und auch hier ist nicht der Mann von der frisch geschliffenen Schärfe des Liebespfeiles verwundet, sondern Phädra. Dagegen ist kein Mangel an einer realistisch wahren, durchaus gesunden Schilderung der Freuden, welche die Kypris²⁾ schenkt; der immer siegreiche Liebesgott wird reizend erhoben und das naive Geständnis nicht unterdrückt, wie gern man im allgemeinen seiner süßen Notwendigkeit unterliegt. Erhebt sich die Klage, dass Jemand die Gaben der Kypris entbehren muss, so ertönt sie aus Frauenmunde³⁾, entweder so, dass die diesem naturwidrigen Missgeschick Unterworfenen sie selbst aussprechen — der bei weitem häufigste Fall — oder so, dass das mitfühlende Mutterherz oder das der zwar nicht mehr thafrischen aber verständ-

1) die zu erwähnen jedoch erlaubt sein muss, da wir uns nach Paulsen, Was uns Kant sein kann? im mephistophelischen Zeitalter befinden p. 41. 43.

2) die übrigens in der Odyssee nicht vorkommt.

3) Mir ist nur eine Ausnahme zur Hand, die nicht viel sagen will; Soph. Ai. 1205 klagt der Chor — also mit Bezug auf die Vergangenheit — über den Krieg: *ἔρωτων δ' ἔρωτων ἀνέπαυσεν ωμοι.*

nisvollen Amme überläuft und vergeblich gegen den verkehrten Lauf der Welt „bellt“ — wenn diese griechische Wendung hier bei griechischen Dingen erlaubt ist. Ein kalibanicches Wesen wie der Cyklop (Theocr. Id. XI) täte besser, seine Gedanken nicht auf die schöne Galatea zu richten, denn für ihn ist dieses meergeborene Kind doch nicht passend, sodass wir nicht viel Mitleid mit ihm empfinden können. Bei den Griechen schmachten also die Männer nicht; ja kaum die Frauen. Denn wenn sie auch aussprechen, was sie entbehren müssen, so geschieht es kurz und deutlich, als handelten sie nach Lessings Meinung, dass nichts züchtiger und anständiger ist, als die simple Natur. Wir empfinden ebenso, sagen es aber nicht, oder wir sagen etwas andres, als was wir empfinden. Andromache nennt sich (Eur. Androm. 4) *δάμαρος δοθεῖσα παιδοποιός* „Εχτορι, Iphigenie wird (Aesch. Ag. 244) *ἀταύρωτος* vom Chor genannt, die Perserfrauen leiden *πόθῳ φιλάνορι* (Aesch. Pers. 135), denn jede ist allein *μονόγυη*. Vgl. Pers. 286 f. 541 f. Klytämnestra sagt zu ihrem Sohne (Aesch. Cho. 920) *ἄλγος γυναιξὶν ἀνδρὸς εἴργεσθαι*. Elektra klagt über ihre Ehelosigkeit (Soph. El. 165. 962, Eur. Orest. 206 f.) auch Antigone (Soph. Ant. 630, 815) wird bedauert und bedauert sich selbst u. s. w.¹⁾ Orest sagt zu Pylades, der ursprünglich seine Schwester Elektra heiraten sollte (Eur. Orest. 1078), er solle eine andre Heirat schliessen (ib. 1080) *οὐ δἄλλο λέκτρον παιδοποίησαι λαβάν*. Die Kypris ist den Weibern überall das erste, Eur. Androm. 241 (Hermione spricht) *τί δ; οὐ γυναιξὶ ταῦτα (K.) πρῶτα πανταχοῦ*; vgl. Eur. Med. 1368. Orest äussert zu Hermione (Eur. Androm. 904) *τίς οὖν ἀν εἴη μὴ πεφυκότων γέ πω παίδων γυναιξὶ συμφορὰ πλὴν εἰς λέχος*; Sophokles belehrt uns (Frgm. 847 Nauck):

von des Gebärens bittren Schmerzen, schwört ein Weib,
will fern sie bleiben; aber ist der Schmerz vorbei,

1) Vgl. Eur. Hec. 413. Eur. El. 948. 1199. Iph. Taur. 220. Heraclid. 579.

wird sie von neuem in dasselbe Netz verstrickt,
weil in der Gegenwart sie neuer Wunsch besiegt.

Eine gewisse Scheu, offen von diesen Dingen zu reden, wird ganz selten empfunden, nämlich Aesch. Agam. 856 und Eur. Orest. 26 (vgl. Agam. 1204 u. Eur. El. 945).

Vergegenwärtigt man sich nun die aristophanischen Schilderungen des Lebens und Liebens, so erhebt sich zunächst der profane Gedanke, dass die Männer deswegen nie geschmachtet haben, weil die übliche Lebensführung es mit sich brachte, dass sie ihren Liebesdurst mit derselben Empfindung natürlicher Berechtigunglöschen konnten, wie ihren gewöhnlichen Durst, dass sie nicht etwas zu entbehren hatten und dieses entbehrte Etwas daher auch nicht von ihrer Phantasie mit allerlei erträumten ätherischen Eigenschaften ausgestattet wurde. Dann müsste die spätere (deutsche) Zeit darin anders eingerichtet gewesen sein. Sie war es jedoch anscheinend nicht, sondern wandelte anscheinend in denselben menschlichen Wegen und Abwegen. Daher sieht man sich nach einem geistigen Grunde um. Nun sind vielleicht auch hier die Obertöne (oben p. 175) andere geworden als bei den Griechen? Dies auch. Aber müssten wir blos die edlere Empfindung, die Vertiefung des Gefühls in der Minne-Dichtung staunend anerkennen, so möchte uns grade darum das widerliche vrouwen-Gehabe befremdlich erscheinen. Denn wenn die Weiber nun (damals) so viel höher geschätzt werden, wie erhebt man denn das keineswegs immer entsagende Girren und Gurren zu ihrer idealen Gestalt? Die Vrouwe Venus ist allgewaltig¹⁾, Jedermann ist ihr untertänig, Männer und Frauen. „Wir würden uns jedoch sehr irren, wollten wir annehmen, dass diese von den Dichtern besungenen zärtlichen Neigungen lediglich platonischer Natur gewesen sind.

Eurip. Tro. 665 f. spricht Andromache *καίτοι λέγονσιν ως μὲν ἐνφρονη*
καὶ τὸ δυσμενὲς γυναικός εἰς ἀνθρώπος λέχος.

1) Alwin Schultz I. c. I 451.

Wenn je eine Zeit allein den realen Genuss im Auge gehabt hat, so ist es die damalige; mit blossem Anbeten und Schmachten ist weder den Männern noch den Frauen gedient. Die damalige Generation war körperlich gesund und kräftig. Von früher Jugend an hatten die Männer ausschliesslich ihre Körperkräfte ausgebildet, viel im Freien lebend waren sie erstarkt; die fast ausschliesslich aus scharfgewürzten Fleischspeisen bestehende Kost, der Genuss von berauschenen Getränken brachte das Blut noch mehr in Wallung, zu viel Wissen beschwerte ihren Kopf nicht und mit Gewissensskrupeln wusste man sich schon abzufinden. Und ebenso vollsaftig und begehrlich sind die Mädchen aufgewachsen: solchen Naturmenschen ist mit platonischer Liebe nicht gedient". So der gelehrte Geschichtschreiber.¹⁾ Dass junge Stiefmütter ihren erwachsenen schmucken Stiefsöhnen entgegenkommen und erst, wenn ihre Pläne gescheitert sind, diese beschuldigen, sie mit Gewalt bedroht zu haben, ist ein oft in den Dichtungen wiederkehrender Zug. Gab es genug Männer, denen die Ehre ihrer Frauen und Töchter feil war (I 461), so kam es doch vor, dass Mädchen ihre Keuschheit für einen berühmten Helden bewahren, was keine Übertreibung der Dichter erscheint. Daneben drohen die Frauen der normannischen Ritter, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen waren, (saeva libidinis face urebantur) sich andere Gatten zu verschaffen. An Voltaire (Pucelle I) *princes et rois sont très vite en amour* wird man erinnert durch Parz. 407, 2 er greif ir u. s. w. Herb. Troj. 706. 713, noch andere Beispiele Schultz I 464. Über die moralische Verworfenheit des Ehebruchs sind auch die damaligen Dichter vollständig klar, aber trotzdem war er Mode; wenn sich Helden in den Gedichten unschicklich betragen, übrigens aber für gute Cavaliere angesehen werden, so muss es zum guten Ton gehört haben, d. h. Mode gewesen sein (s. Schultz

1) Über die grosse Zahl der öffentlichen Dirnen ib. I 456 f.

I 478). Ulrich von Lichtenstein gilt unserem ausgezeichneten Kenner (I p. 472) als Don Quixote des dreizehnten Jahrhunderts, als Carricatur alles Ritterwesens und von ihm sei nicht auf andere zu schliessen, d. h. ein so gehäuftes Mass widerlicher Tollheiten haben wir nicht leicht bei seinen Standesgenossen anzunehmen. Aber eine Zeit, welche uns die Stufen solcher Entwicklung zeigt, wie jene den Naturforschern so werte Höhle (oder ist es ein See?) für eine gewisse Schneckenart, muss sich gefallen lassen, dass jener Ulrich von Lichtenstein als eine von ihr gezeitigte Frucht ihr angerechnet wird, dass sie für ihn verantwortlich gemacht wird und mit ihm das Kopfschütteln eines späteren Jahrhunderts erregt. Dazu kommt, dass jener Ritter, den einen Don Quixote nennen verschwenderisch loben heisst, nicht etwa als erstaunliche Missgeburt seiner Zeit scheu angesehen, sondern dass er von manchem Weiblein zart hoch geschätzt wurde.

Wenn Wolfram im Gegensatz zu der Abenteuer-Liebe der Dichter die eheliche Liebe preist

swēr phliget oder ie gephlae
daz er bī liebe lac
den merkern unverborgen,
der darf niht durch den morgen
dannen streben,
er mac den tac erbeiten:
man darf in niht úz leiten
úf sīn leben.
ein offen süeze wirtes wip kan sölhe minne geben,

so glaubt Schultz, dass solche Gesinnungen damals als sehr philiströs gegolten haben. Sind die Frauen jener Zeit nun wirklich leichtsinniger gewesen, als zu mancher andern Zeit? Das Leben scheint in der Tat ziemlich locker gewesen zu sein (I 476), wenn auch diejenigen, die sich mit Behagen in diesem lockern Leben tummelten, die Minderzahl waren: aber man hörte gern von diesen pikanten Dingen erzählen, sodass Dicht-

tung und Leben sich verständnisvoll die Hand reichen konnten (vgl. ib. II 425, 426). Gervinus (Gesch. der poet. Nat.-Lit. der Deutschen bis Hans Sachs, Abschn. V.) sagt: „Das ewig wiederkehrende Thema des Minnegesanges in Deutschland ist der Gesang von Freud und Leid. Damals war der grosse Unterschied zwischen den deutschen Sängern und den romanischen, dass die ersteren nicht jene stolze, selbstzufriedene Ruhe hatten, wie jene, dass ihnen mehr das Demütig-Christliche, das Düstre zusagte, während jene dem Heitern zugewandt waren. Die Romanen haben eine heitere, antike, selbstvertrauende Weltansicht, eine mehr menschliche, die Germanen eine mehr göttliche. Die deutsche Liebe sei mehr innerlich, in sich zurückgezogen; sie lebe in dieser ganzen Epoche ihrer Minne, während die Troubadours sich in alle Verhältnisse der Gesellschaft einmischten und da mit redeten, handelten, liebten und hassten.“ Um dieses Urteil zu prüfen, müsste man eben die Dichtungen der Troubadours und die ganze deutsche d. h. mhd. Poesie durchgelesen haben. Wer nicht in der glücklichen Lage ist, über diese Errungenschaft zu verfügen, wird sich naturgemäß an Einzelheiten halten und sogar einem Gervinus gegenüber etwas zu zweifeln wagen.

Es mag sein, dass sich unter den mhd. Dichtern auch ein sinnlich-unsinnlicher Freier befindet; den Romanen wird er kaum fehlen. Dass wir unter den mhd. Dichtern auch Freier von nicht anzuzweifelnder Sinnlichkeit haben, werden wir ruhig zugestehen, auf die Gefahr hin, damit einen Vorzug gegen die Romanen einzubüßen. Ja, wir werden dem geistvollen Gervinus wol folgen, wenn er, in geschichtlichen Vergleichungen oft ebenso überraschend wie schlagend, unsern an Wolfram so gern haftenden Blick auf die Orestie des Äschylus und auf den Faust hinlenkt. Aber das starke Körnchen Sinnlichkeit lassen wir nicht sich verflüchtigen zu sentimental-überirdischem Dunst, sondern glauben vielmehr, dass der deutsche Sänger jener Zeit nicht viel anders empfunden hat als der Troubadour

und dass der Ausdruck dieser Empfindungen als ein nicht zu überhörendes oder umzudeutendes Zeugnis bei den Dichtern vorliegt, ja durch mancherlei Berichte der Geschichtschreiber verstärkt wird.

Nach alledem haben wir nun unsere Frage zu erneuern, woher dieser poetische Taumel kommt. Mag das Leben sein wie es will, so braucht die Literatur nicht der adäquate Ausdruck des Lebens zu sein. Liebesfreuden werden von den Griechen anders literarisch behandelt, als von den Minnesingern. Dass die Frauen so schwer zu erringende Güter gewesen sind, wie etwa einmal die Männer (Faust II, 1, Rittersaal, Gespräch der jungen Dame, der älteren und ältesten und Aristoph. Eccles. 877—1111), passt nicht auf die mhd. Zeit. Daher können wir kaum anders, als uns an den Modetaumel erinnern. Ähnlich scheint die Meinung Gustav Freytags zu sein. Denn er gesteht (Bilder a. d. d. Verg. I gegen Ende, S. 519, f. 1882), dass die Liebe des Ritters nicht eine grosse Leidenschaft gewesen sei, sondern ein phantastisches Spiel; er nennt jene Sentimentalität kindisch und eine arge Verbildung, er weist darauf hin, dass seit dem Ende des elften Jahrhunderts die eleganten Damen der Provençalen und Normannen mit ihren vertrauten Sängern nach dem Morgenlande kamen und dass deren Liebesabenteuer das grosse Interesse der Heere waren. Dort lernten die Deutschen, dass es dem Ritter zieme, sich eine edle Dame zur Herrin zu wählen, in ihrem Dienste Gefahren zu bestehen, durch Rittertat und Liebeslied um ihre Gunst zu werben, um Ring, Band oder Schleier, den man an die Rüstung heftete, um Liebesblick und Erhörung. Der mode-mässige Betrieb dieser Dichtung äussert sich denn auch in ermüdender Variation stehender Gedanken, Prädikate und Situationen.

Freytag und Schultz stimmen also darin überein, dass die Mode zur Erklärung helfen muss. Nun ist sie freilich keine ausreichende Erklärung, sondern selbst etwas oft Unerklär-

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.

19

liches. Aber wir brauchen nicht viel Worte darüber zu machen. Dass die Menschen Brot essen, ist nicht Mode, obwohl es fast allenthalben geschieht. Dass die Menschen, sobald sie literarische Wesen geworden sind, das verherrlichen, was sie gern haben, ist nicht eine Neigung, welche wir Mode nennen. Wir bezeichnen vielmehr mit Mode, selten um damit ein anerkennendes Urteil zu fällen, eine Erscheinung, welche vorübergehend ist, die keinen rechten Sinn hat, die mehr einem blinden Willensdrang nach Abwechslung, als einer verständigen Überlegung gerecht wird, die irgend einer plötzlich auftauchenden Geschmacks-Verkehrtheit der sich langweilenden, an Geld oder Zeit Überfluss habenden Menschen entspringt, als einem dauernden und zu rechtfertigenden Bedürfnis. So scheint denn auch in Deutschland (von der Provenze einwandernd) die Weiber-Mode zu erklären als eine literarische Verstierung. Man machte die Sache zuerst nach, weil etwas Neues, mag es gut oder schlecht sein, zur Nachahmung reizt. Später wurden diese poetischen Redensarten wol vertieft, mit wirklicher Empfindung ausgestattet. Aber Worte haben Macht, und wer die rechte Zeit findet, ein neues Wort auszusprechen, muss oft über die ungeheure Dankbarkeit der Menge staunen, die das Wort begierig aufnimmt, als wäre ihr damit ein köstlicher Schatz gegeben, ein erstaunlicher, nicht auszuschöpfender Inhalt, ein Massstab des Urteils, welcher alles „schulmässige“ Denken überflüssig macht, eine Formel, welche den Adepten von der stumpfsinnigen Menge der Nicht-Bekennen scheidet. Dass solche Verstierung öfter angetroffen wird, liesse sich zeigen: aber da sie oft Modesache ist, so ist jedes weitere Beispiel nur zu kritischer Betrachtung geeignet und diese erfordert, was hier zu weitläufig wäre, nicht nur die Darstellung des Unrichtigen, sondern auch die Begründung des Richtigen. Die Verwandtschaft literarischer Verstierung mit der Mode zeigt sich natürlich nicht am wenigsten darin, dass in beiden Fällen die Menschen sich blind der Tyrannie unterwerfen.

Nun kann man sagen: alles ist Mode. Nicht nur Hegel und Schelling waren Mode, auch Kant war und ist Mode. Nicht nur Schiller und Goethe sind Mode, auch das Nationalitätsprincip und der christliche Glaube sind Mode. Wir brauchen nur die Zeiträume etwas grösser zu nehmen, wozu uns die Paläontologen freigebigst ermächtigen. Sind dies die beiden charakteristischen Eigenschaften der Mode-Erscheinung, dass sie vorübergehend ist und dass sie später als überwundener Standpunkt betrachtet wird, so gibt es kaum etwas in der Welt, was nicht unter den verpönten Begriff Mode unterzuordnen ist. Das Antlitz unsrer Erde sogar möchte einem Beobachter, der nicht nach unsrer kümmerlichen menschlichen Zeit misst, seine Moden zu haben scheinen. Vielleicht kehren einem solchen Beobachter die für ihn nicht sonderlich auffälligen Zeiten wieder, da die Erde den blauschimmernden Schmuck des mittelländischen Meeres an einer andern Stelle tragen wird, als jetzt, an derselben, wie früher. Vielleicht kommen bei den Menschen, als welche sich dem Engeldasein immer mehr annähern, einmal die Beine ab und sie werden kugelig. Wie? wird man sagen. Nun, manche Würmer haben Gott weiss wieviel Beine; die Schmetterlinge und Käfer haben bloss noch sechs, die Säugetiere bloss noch vier, die Vögel, die sich den Engeln durch ihre Erhebung über die Erde und freie Bewegung im Raume noch mehr nähern als die Säugetiere, so wie der Mensch, der mit seinen Gedanken alle Tiere überfliegt und nach seiner eignen Meinung sogar nur noch halb Tier, halb schon Engel ist, haben bloss noch zwei. Bei jeder neuen Annäherung an die Engelstufe fallen je zwei Beine weg. Verliert also der Mensch die seinigen, so könnte er dadurch wenigstens sich der Engelnatur nähern (Fechner, Vergleichende Anatomie der Engel III — Kl. Schr. p. 221). Vielleicht endlich fängt das Rad der Zeit einmal an, sich rückwärts zu drehen, statt, wie bisher, immer vorwärts (Fechner, Kl. Schr. p. 273 f. Vier Paradoxa. 2. Der Raum hat vier Dimensionen

und p. 339 f. *Stapelia mixta*. 3. Verkehrte Welt); dann legte man sich zu Bett, wenn man am muntersten ist und erwacht schlafbrig, sodass man sich die Augen reibt u. s. w., wie dies Fechner höchst geistvoll ins einzelne beschreibt.

Wenn uns nun diese möglicherweise einmal eintretende Mode als ein allzujenseitiger Gedanke gilt, obgleich er sich nur im Diesseits verwirklichen könnte, so drohen doch mancherlei feste, altehrwürdige Überzeugungen vor der Kritik der „freien Geister“ als morsch und alterschwach zu zerbröckeln (Fr. Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*. Leipzig, 1886) und somit der unerschöpflich gebärenden aber auch unerschöpflich verschlingenden Mode zu verfallen. Die Titulaturen gut und böse werden vielleicht einmal zu leeren Klängen und haben nur noch für den vertrockneten aber eingefleischten Philologen Interesse, der sie betrachtet wie die Namen längst aus der Mode gekommener Kleidungsstücke, mit denen sich früher einmal die Menschen gar stattlich besonders an Sonntag-Nachmittagen ausgeziert haben. Die Vaterländerei und Schollenkleberei (Nietzsche l. c. p. 196 f.) der guten Europäer ist dann eine geschichtliche Curiosität geworden und — last not least — die Füchse sagen sich, statt mit der spitzen, klugen Schnauze mit dem Schwanze gute Nacht. Wenn dann ein Dichter sein Preislied singen will, so könnte er wol berechtigt scheinen, die Mode als Alleinherrscherin *ἐντυπωτος μάχαρ* zu nennen, falls es dann überhaupt noch Mode sein sollte, mit solchen Attributen einen Wert auszudrücken.

Uns ist jedoch dieser Massstab noch nicht handlich geworden und wir bleiben bei der philiströsen Gewohnheit, von Mode für bestimmte kleine Gebiete zu reden, obgleich sich der Begriff Mode stetig vom Kleinsten auf das Grösste, von Nichts auf Alles ausdehnen lässt. Wir machen also, als gute Europäer, die Mode mit, altmodisch zu sein, indem wir es den von Wehen noch nicht wie Hekuba erschöpften Lenden der

Zukunft überlassen, das ihr gemäss Geschlecht freier Geister zu Tage zu bringen, erhoffend, damit uns nicht einer mephistophelischen Phantasie schuldig zu machen (Paulsen, Was uns Kant sein kann? p. 45), weil wir uns ja dabei nicht die letzten Eskimos am Äquator um das letzte glimmende Holzscheit versammelt denken, indem sie sich an dem letzten Tropfen Tran (kann man hinzufügen) aus dem letzten Scherben des letzten Topfes mit ihrer letzten Kraft erletzen.¹⁾ Als Beispiel der Verstierung im Kleinen dürfte, um uns wieder zur Sprache zurückzufinden, noch die von Aristophanes verspottete Neigung des Euripides für den Äther anzuführen sein (z. B. Ran. 892). Ferner gehört hierher Goethes Bemerkung (IV, 87): „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen, und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.“

Es könnte, wem überhaupt damit gedient ist, allemal ausreichend erscheinen, die Gedanken der Menschen selbst oder ihre geschichtliche Entwicklung darzustellen, ohne diese wirklichen oder vermeintlichen Tatsachen durch eine theoretische Betrachtung zu belasten. Indessen ist diese mitunter doch wertvoll, wenn auch manchem gruselt, dem sie angeboten wird. Hier soll von dieser Ergänzung ein sehr massvoller Gebrauch gemacht werden. Und wer trotzdem seinen Grusel nicht bezwingen kann, sei gebeten, diesen Abschnitt zu überschlagen. Wie wir aber unseres Denkens oder eines Denkfehlers desto sicherer zu sein glauben, wenn wir den Massstab der logischen Formel zu Hilfe nehmen, so hat auch die psychologische For-

1) Über die Mode vgl. Fechner, Vorschule I 254.